

Eine Schreckensnacht auf See.

Von Förster.

„Haben Sie jemals Schiffbruch gelitten?“ fragte ich einst einen alten Kaufmann, Kapitän meiner Bekanntschaft, welcher fast sein ganzes Leben auf der See zugebracht hatte.

„Nein“, gab er zur Antwort. „Ich bin ungemein glücklich gefahren. Es giebt viele Seelente, welche von dem Augenblicke an, wo sie ihren Fuß auf ein Schiff setzten, mit allen nur möglichen Unglücksfällen zu kämpfen haben: dann finden sich aber auch wieder Andere, und zu denen gehöre ich, welche stets glücklich gewesen sind und denen eine Seereise nicht so gefährlich scheint als eine Fahrt auf der Eisenbahn.“

„Dann sind Sie ein beneidenswerther Mann gewesen“, warf ich ein. „Nicht mehr und nicht weniger, als viele Andere“, erwiderte der Kapitän. Wenn ich auch nicht wirklich Schiffbruch gelitten habe, so bin ich doch oft genug nahe daran gewesen, und ich weiß in der That nicht mehr ganz genau, wie oft ich beinahe auf den Strand gerathen bin. Mir scheint fast, daß ein Schiffbruch selbst nicht so schlimm ist, als stundenlang einen solchen Vorfall zu haben und erwarten zu müssen, daß die nächste Minute das Schiff und uns selbst zum Teufel sendet. Das knappe Entrinnen hatte ich auf meiner ersten Reise.“

„Wie kam das?“ fragte ich. „Wenn es Ihnen Vergnügen macht, will ich Ihnen den Vorfall erzählen: Ich war auf meiner ersten Reise Kapitän des Dampfschiffes „Maria Laura“. Das Schiff lag in Sunderland und war nach Kronstadt bestimmt. Es war noch zeitig im Frühjahr und wir hofften, beim Anfang des Eises den finnischen Meerbusen zu erreichen. Das Wetter war kalt und stürmisch, wie mitten im Winter. Die Brigg war ein gutes Seeschiff, sonst hätten wir die Heimath nicht wieder gesehen. Die Rheeder waren nämlich sehr geistig und kummerten sich verdammt wenig um das Wohlergehen der Besatzung ihrer Schiffe, wenn diese nur wieder mit guter Fracht nach Hause kamen. Ja, mir scheint, daß ihnen oft genug wenig an der Rückkehr von Schiff und Ladung gelegen war, wenn diese, wie es öfter vorgekommen sein soll, über ihren wahren Werth veräußert waren. Kurz und gut, die „Maria Laura“ war in See gegangen, schwach bemant, knapp mit Proviant versehen und dabei war das, was an Bord war, kaum für einen Hund so viel, als für eine Meise. Wir hatten, nachdem wir von Sunderland in See gegangen waren, fortwährend böiges Wetter, doch als wir uns dem Nord-Ost-Rüde von Schottland näherten, wurde der Wind zum Sturm. Er sprang gerade nach Osten und jagte die Brigg gegen eine der gefährlichsten Klippen der Erde. Obgleich wir so viel Segel als möglich führten, um das Schiff vom Lande abzubringen, so trieben wir doch näher und näher. Gegen Abend des zweiten Tages erreichte der Sturm seine größte Stärke. Es war so dunkel, daß wir kaum auf eine Seereise um uns sehen konnten. Zur Abwechslung hagelte es dann und wann und froh so stark, daß das Deck und die ganze Takelage mit Eis bedeckt war. Tagelang hatte Niemand an Bord ein trockenes Kleidungsstück auf dem Leibe. Die See brach fortwährend über das Schiff und durchdrückte die Leute durch und durch, so wie sie an Deck kamen, so daß es nutzlos gewesen wäre, trockene Kleider anzulegen.“

Das Einzige, was die Mannschaft thun konnte, war, wenn sie unter Deck ging, die nassen Sachen auszuwringen, dann wieder anzulegen, sich in die Kojen zu legen und die Kleider auf dem Körper trocken zu lassen, so daß in Folge dieser Trockenmethode sowohl das Logis, als auch die Kajüte voller Dampf waren. Der Kapitän wußte damals nicht, wo wir waren, und während er ihm die Karte auszuwählen hielt und er versuchte, ungefähre die Lage des Schiffes zu bestimmen, kam der erste Steuermann herunter und sagte: „Wir müssen das Großmarssegel stützen oder die Stange und das Segel runnen von oben. Außerdem kann die Brigg nicht so viel Leinwand tragen.“

„Aber die gereiften Marssegel und die rechte Flode ist ja Alles, was wir haben“, erwiderte der Kapitän. „Bei solchem Sturm müßte das Schiff eigentlich unter den nackten Masten trieben“, war die Antwort des ersten Steuermannes.

„Das ist wohl wahr, aber unmöglich“, entgegnete der Kapitän, „wir trieben ja immer näher an's Land. So wie wir noch Segel fornehmen, fügen wir auf dem Strande.“

„Sie wird so wie so bald festliegen, wenn der Wind nicht dreht oder der Sturm nachläßt! Alles ist so mit Eis bedeckt, daß das Schiff vollständig unlenkbar ist. Die Leute können es auch nicht länger aushalten.“

„Gut also“, erwiderte der Kapitän, „wir müssen die Segel beibehalten, welche augenblicklich gefest sind, bis sich der Sturm legt oder die Stangen brechen; die Leute können ja ohnehin die festgefrorenen Segel nicht fest machen.“

„Wenn nicht bald eine Aenderung eintritt“, sagte der Steuermann, „so ist es mit uns.“

Der Kapitän schüttelte traurig den Kopf und warf einen Blick in seine Hinterkajüte, wo seine junge Frau schreck-

lich seefrant lag. „Gottes Wille geschehe“, sprach er.

In demselben Augenblicke erschien der Steuermann und meldete: Vier Fuß Wasser im Raum und die Pumpen sind durch Eis verstopft.“

Raum hatte er ausgesprochen, als der zweite Steuermann in die Kajüte stürzte und rief: „Ich kann die Brandung deutlich hören, wir trieben gerade drarauf los. Ein Leuchtfeuer schimmert durch den Nebel und Schnee und ich glaube nicht, daß wir mehr als zwei Meilen vom Lande entfernt sind.“

Unsere Lage konnte nicht schrecklicher sein.

„Welches Feuer mag es wohl sein?“ fragte der Kapitän. „Wenn ich das nur wüßte, so hätten wir doch einen Anhaltspunkt über unsere Lage; aber“, fuhr er fort, indem er auf die offene Karte zeigte, „es gibt ein halbes Dutzend Leuchtfeuer zwischen Kap Dunasby und der Bucht von Dornoch. Ich habe nicht die geringste Ahnung, an welchem Punkte der Küste wir sind.“

„Brandung von vorn!“ rief einer der Männer vom Bug.

„Brandung am Leebug!“ schrie ein Anderer.

Dann gab es ein Geräusch, wie einen Donnererschlag. „Da geht die große Marsstange und das Segel mit!“ rief der erste Steuermann. „Wenn die Rheeder sich um die Takelage bekümmern hätten, und uns neue Segel hätten unterfahen lassen, ehe wir in See gingen, so hätten wir noch etwas Hoffnung haben können. Wenn das Schiff verloren geht, so find die Rheeder selbst daran Schuld.“

Darum bekümmern die Rheeder sich verdammt wenig. Schiff und Ladung sind gewiß zum vollen Werthe veräußert, darauf möchte ich wetten“, bemerkte der zweite Steuermann.

„Ich habe ihnen wohl zwanzig Mal gesagt, daß die große Marsstange gesprungen und nicht mehr tauglich sei, bei solchem Wetter, wie wir es erwarteten mußten, aufgebracht zu werden“, fügte der Kapitän hinzu, „aber ich konnte eben so gut in den Wind sprechen.“

„Der Himmel möge uns helfen! Wir müssen unser Bestes thun, mehr können wir ja nicht“, sagte der Kapitän und ging, gefolgt von den beiden Steuermännern und dem Steuermann, an Deck. Mir befiel es, unten in der Kajüte bei seiner kranken Frau zu bleiben, aber ich war zu begierig zu sehen, was für Hoffnung vorhanden sei, die Brigg zu retten und ging nach einiger Zeit auch an Deck.

Lange bin ich zur See gefahren, aber niemals habe ich schlechteres Wetter erlebt, und einen fürchterlicheren Anblick gehabt, als der war, auf welchen mein Auge damals fiel. Das Deck war in der That einen halben Zoll dick mit Eis bedeckt. Die Großmarsstange und das Segel waren fort und die anderen Segel konnten weder aufgeschütt, noch niedergeführt werden. Das ganze Tauwerk, das stehende sowohl, als das laufende Gut, die Segel, kurz jedes Ding an Bord war gefroren. Der Sturm brüllte wie Donner, die See ging fortwährend über die Schanzkleidung und erstarrte bald zu Eis. Jedermann konnte sich nur mit der größten Vorsicht bewegen, da man sonst befürchten mußte, über Bord gestürzt zu werden, und die Kälte, als wir in unsern festgefrorenen Kleidern dahinstanden, war ganz entsetzlich. Zu jeder andern Zeit würde dieser Zustand unerträglich gewesen sein, aber jetzt fühlten wir denselben nur Aufregung nicht. Durch den Nebel und Schnee schimmerte dann und wann, anscheinend dicht bei uns, ein Leuchtfeuer in See, und die Umrisse der Klippen erschienen so nahe, als ob man einen Stein von Bord aus auf dieselben werfen könnte. Ein einziger Umstand schien zu unseren Gunsten auszuwirken. Wir waren augenblicklich im Begriff, in eine Bucht hinein zu treiben, denn Land schimmerte durch den Nebel sowohl landwärts als in See.

In der That war eine Reihe von Klippen landwärts von uns ziemlich deutlich sichtbar und obgleich dieselben einerseits unser gefährliche Lage verschlimmerten, so war doch andererseits die See nicht mehr so wild, als zuvor.“

„Wir treiben in die Dornoch-Bucht hinein“, hörte ich den Kapitän zum Steuermann sagen, und mit leiser Stimme fügte derselbe etwas hinzu, was ich nicht verstehen konnte.

„Es ist unmöglich“, erwiderte dieser, „Niemand wird sein Leben bei einem solchen Versuch in die Schanze schlagen wollen.“

„Es ist die einzige Möglichkeit, das Schiff zu retten, und wenn zwei Mann freiwillig mit mir gehen möchten, so will ich selbst den Versuch machen“, entgegnete der Kapitän.

Ich sah bald, was derselbe bezweckte, und es war in der That ein verzweifelter Hilfsmittel, welches er anwenden wollte. Es war sicher, daß, wenn wir nicht die Spitze, auf welcher der Leuchtturm stand, abwettern konnten, wir innerhalb eines halben Stundes auf den Strand gehen mußten, denn wir trieben schnell gerade darauf los. Ich habe der Reihe von Klippen landwärts erwähnt und der Plan des Kapitän war nun, ein Boot auszuheben, einen Wurfanker an einer dünnen Troste auszufahren, den Anker auf den Felsen auszuwerfen und dann so lange an der Troste haken zu lassen, bis wir die Verderben drohende Spitze abgewettert hätten. Hätte die See so hoch gestanden, als außerhalb der Bucht, so wäre dieser Plan unausführbar gewesen. Auch so war die Sache für die, welche wagen wollten, in des Boot zu gehen, äußerst gefährlich. Die Matrosen waren von Kälte und Furcht beinahe starr, Niemand antwortete auf den Aufruf des Kapitän.

Endlich sagte der Steuermann: „Was kommt es darauf an, zehn Minuten früher oder später zu sterben, ich gehe mit als der Erste!“

„Und ich als der Zweite“, rief der erste Steuermann.

„Nein, Herrmann“, sagte der Kapitän, „wenn ich die Brigg verlasse, müssen Sie an Bord bleiben.“

„Ich gehe“, schrie der zweite Steuermann. „Niemand soll sagen daß Karl Krabn sich gefürchtet hätte, sein Leben einzusetzen, wenn es galt, Schiff und Leben seiner Kameraden zu retten.“

„Bravo, mein waderer Junge“, sagte der Kapitän. „Wir können so vielleicht nur einige Minuten früher sterben, als wenn wir das Boot nicht unternehmen, und es ist möglich, das Schiff und das Leben der übrigen zu retten. Wo ist der Junge, Fritz?“ fügte er hinzu.

„Hier bin ich“, antwortete ich. „Ich hatte Dir ja befohlen, unten zu bleiben. Du bist hier an Deck nicht nötig. Sofort gehst Du wieder in die Kajüte zu meiner armen, kranken Frau und höre, Fritz, kein Wort davon zu ihr, daß ich von Bord gegangen bin. Sollte sie nach mir fragen, so sagst Du ihr, ich käme gleich nach unten: Wenn mir mein Versuch gelingt, so bin ich bald wieder bei ihr, wenn nicht, so muß sie mit Euch leibens sterben, das arme Weib!“

Ich ging in die Kajüte, da aber die kranke Frau fest schlief, begab ich mich wieder an Deck, so furchsam um bei der gefährlichen Lage des Schiffes unten zu bleiben.

Das Boot war mit großer Schwierigkeit in's Wasser gelassen, der Kapitän, der zweite Steuermann und der Steuermann waren in demselben. Die Matrosen, welche sich inzwischen etwas von ihrer Starre erholt hatten und hofften, der Plan des Kapitän werde glücken, schafften einen Wurfanker und eine dünnere Troste in das Boot. In zehn Minuten verließ dasselbe die Schiffseite und ruderte gegen die Klippen. Athemlos beobachteten wir an Bord seinen Fortschritt, je nachdem er sich als ob das Boot festsetzen und sinken würde, aber glücklich erreichte es die Felsen. Der Anker wurde auf den Klippen befestigt, das Boot festgeholt und wir durch ein Wunder erreichten der Kapitän und seine beiden Genossen wieder die Brigg, denn gerade als der zweite Steuermann als Leiter das Boot verlassen hatte, füllte sich dasselbe mit Wasser und sank.

Es war ein gefährliches Werk, denn jeden Augenblick konnte der Anker losrutschen oder die Troste brechen, außerdem war das Deck so glatt, daß die Leute kaum stehen konnten, und ihre erlärten Hände vermodeten kaum das Tau festzuhalten. Der Schnee blendete die Augen, der Sturm heulte, die See brüllte und die Segel, welche nicht festgemacht werden konnten, schlugen mit Donnergetöse umher. Nichts stonweniger gelang es, die Brigg landwärts zu holen und die verberbte Spitze abzuwettern. Wir hatten nun etwas mehr Seeraum, denn die Landzunge hatte weit in die Bucht hineingegraben. Die See war etwas niedriger und die Felsen schützten uns, wenn auch in geringem Maße, vor dem Sturm. Doch war die Brigg noch immer in schlimmer Lage. Es war durchaus nötig das Vornmarssegel wegzunehmen, um den Bodmast vor dem Ueberbordgehen zu retten, doch war es äußerst gefährlich, nach oben zu gehen. Endlich überredete der zweite Steuermann, welcher sich überaus brav betrug, zwei Mann, unter Lebensgefahr mit ihm in den Mars zu gehen und das Segel von der Nahe loszufrieden. Die Brigg war nun sehr erleichtert, doch immer noch war es fraglich, ob es uns gelingen würde, von dem leeren, was sich hinziehenden Lande frei zu kommen.

Der Kapitän zeigte sich als ein wahrer Mann in dieser schrecklichen Nacht. Nicht eine Minute verließ er das Deck, als höchstens, um einen Blick auf die Karte zu werfen und dabei seiner Frau ein Wort des Trostes zuzurufen, welche keine Ahnung von der Nothlage des Schiffes oder der großen Gefahr hatte, welcher ihr Gatte ausgesetzt gewesen war. Der Kapitän ließ einige Flaschen Rum an Deck bringen und gab jedem Manne eigenhändig ein gutes Theil, was neues Feuer in ihre Adern zu gießen schien. Er selbst trank in dieser Nacht keinen Tropfen, obgleich er sonst kein Glas nicht verschmähte. Endlich, als der Tag eben im Osten brach, ließ der Sturm etwas nach. Mit großer Mühe gelang es uns, hinten ein Segel zu setzen und über Stag zu gehen. Wir feuerten dann auf das Land los, welches wir vor uns sahen, und gegen acht Uhr Morgens kam ein Boot an Bord, welcher die Brigg sicher in der Dornoch-Bucht vor Anker brachte, wo wir mehrere Wochen lagen, um unsere Schäden auszubessern. Einige von den Leuten, welche in Folge der Kälte frant geworden waren, wurden an Land gebracht und frische Mannschaft eingeführt.

Die Havarie kostete der Rheeder ein schönes Stück Geld, welches sie hätten ersparen können, wenn sie das Schiff von vornherein gut ausgerüstet in See geschickt hätten. Ich weiß nicht, ob es den Rheeder nicht leid gewesen wäre, wenn die Brigg gestrandet wäre, denn ich hörte späterhin, daß Schiff und Ladung weit über den Werth hinaus versichert gewesen seien. Der Kapitän erhielt für seinen Heldenmuth und seine Geschicklichkeit einen furchtbaren Nacht nicht nur keinen Dank, als wir in seine Heimath zurückgekommen, sondern ich glaube, die Rheeder hätten den waderen Mann am liebsten aus ihren Diensten entlassen, wenn sie nicht befürchtet hätten, daß er von früheren Reisen her Kenntniss von einigen ihrer Betrügereien gehabt und diese an's Tageslicht hätte bringen können.

Unter dem Fallschirme.

Am Morgen des 28. November 1865 durchlief eine Schreckensbotschaft die Stadt Leipzig, die Nachricht von einem jener Verbrechen, die in weiten Kreisen Beängstigung verbreiten durch das Gefühl der Unsicherheit und Schußlosigkeit: Am Spätabend des 27. November, so vernahm man, war der Kaufmann Markert, Inhaber eines kleinen, im Mittelpunkte der Stadt an einer belebten Straße gelegenen offenen Verkaufsgeschäftes, das Opfer eines Raubmordes geworden. Wie der Angesehene und angestellter Ermittlungen ergaben, hatte Markert nach Schluß der Geschäftstunde sein Personal entlassen und war in dem gesparten engen Laden allein zurückgeblieben, um Kasse und Bücher zu prüfen. Eine mit seinen Bekanntschaften und Einrichtungen vertraute Person mußte ihn dann am Wiedereröffnung des Geschäftes angehen, Cigarren und Spirituosen von ihm verlangt und während Markert dem vermeintlichen Kunden den Rücken zulehnte, um das Verlangte aus dem Regale zu nehmen, die tödlichen Streiche mit einem stumpfen schweren Morbzeuge geführt haben. Die Leberstasse war geplündert.

Die Nachforschungen der Criminal-Polizei nach dem Thäter führten, nachdem rasch die Unschuld einiger zunächst in's Auge gefaßter Personen, sich herausgestellt hatte, zu Verdachtsgründen gegen den Schneidergesellen Künshner. Gegen diesen häuften die gerichtliche Untersuchung nach und nach eine so große Menge belastender Thatfachen zusammen, daß im Mai 1866 bei dem Bezirksgerichte Leipzig, nach der damaligen sächsischen Gesetzgebung ohne Mitwirkung von Geschworenen, die Verurtheilung zur Todesstrafe erfolgte. Künshner hielt unerschütterlich fest an der Beteuerung seiner Unschuld.

Nichtig war, daß kein einzelner der gegen ihn geführten Beweise, für sich betrachtet, auch nur einigermaßen als durchschlagend angesehen werden konnte; aber nicht minder wahr, daß die Gesammtheit durch Menge, Zusammenhang, Zueinander greifen einen geradezu erdrückenden Eindruck machte; die Schuldklärung hatte ohne Zweifel den Schuldigen getroffen.

Der weitere Verlauf erlitt eine Verzögerung theils durch die kriegsgerichtlichen und politischen Ereignisse des Jahres 1866, theils dadurch, daß noch ein Urtheil des obersten kriegsgerichtlichen Hofes eingeholt werden mußte. So kam König Johann erst im November 1866 in die Lage, seinerseits Entscheidung zu fassen, ob das vom Bezirksgerichte gefällte und inzwischen vom Ober-Appellations-Gerichte bestätigte Todesurtheil zu vollziehen sei. König Johann war bekanntlich nicht nur ein gelehrter Herr, in den Kreisen seiner Standesgenossen wurde er sehr bald, nach Professor genannt, sondern auch ein geschulter Jurist, so daß ein sächsischer Bezugsgerichtsdirektor eines Tages einen Laot auf ihn hat ausbringen können als „den Juristen unter den Königen und den Königen unter den Juristen“. Die Frage, ob eine ausgesprochene Todesstrafe zu vollziehen oder im Gnadenwege zu verhandeln sei, pflegte der König in jedem Einzelfalle mit peinlicher Genauigkeit und Gewissenhaftigkeit zu prüfen. Nicht genug an den Anträgen des Justizministers und den speziellen Referaten des mit der Sache beschäftigten Ministerialrathes, der König nahm auch selbst die Akten zur Hand, sogar Besprechungen mit dem Vertheidiger des Delinquenten waren nicht ausgeschlossen. In dem Falle Künshner's fand der König keinen Anlaß, Begnadigung einzutreten zu lassen. Doch ordnete er an, daß vor der Hinrichtung noch einmal Bericht an ihn erstattet werden sollte über das Verhalten des Verbrechers.

Dem entsprechend traf nun das Bezirksgericht Leipzig die erforderlichen Vorbereitungen, Hinrichtungs-Apparat und Scharfrichter wurden requirirt, dem Künshner selbst wurde, wie üblich, angekündigt, daß er nach drei Tagen die Todesstrafe erleiden werde. Als Hinrichtungs-Instrument war in Sachsen seit 1852 das Fallschwert eingeführt, eine Guillotine, in der das Beil nicht tauglich, sondern schräg fallend den Hals durchschneidet; der Mechanismus soll sicherstellen gegen Hemmnisse und Mißfolge, wie sie in der Arbeit des ursprünglichen Fallbeils zwar sehr selten, aber nicht unerhört sind. In Sachsen bestand schon damals für die Todesstrafe die Vorschrift der sogenannten Zentralschneiderei, d. h. Vollzug in einem nach Außen abgeschlossenen Räume und vor einer beschränkten Anzahl besonders zugelassener Zuschauer. In diesem Falle bestimmte man zur Ausführung einen ziemlich engen, von Gerichtsgewächsen und Gefängnis eingeschlossenen Hof, der nur durch einen langen schmalen Gang mit Straße und Außenwelt in Verbindung stand. Am angesehnen Tage, 18. Dezember 1866, hatten sich früh, kurz vor acht Uhr in jenem Hofe, die bei der Hinrichtung amtlich thätigen Autoritäten, an ihrer Spitze der Bezugsgerichtsdirektor, eingefunden; außer ihnen eine Anzahl bevorzugter Zuschauer; der Zugang bis gegen den Ausgang hin war dicht gefüllt mit Personen, die gegen Eintrittsgeld oder sonstige Eingang gefunden hatten. Auch auf der Straße vor dem Gerichtsgebäude hatte sich ein beträchtlicher Haufe Volks sammengeschaart. Schlag 8 Uhr begann das Läuten der Glocke, welches die Vollstreckung des Todesurtheils ankündigte und welches mit dem Austritt des armen Sünders aus seiner Zelle anzuhören hatte, mit dem Vollzug der Enthauptung enden sollte. Als bald erschienen am Fuße des Schaffots der Missethäter,

geführt von Gerichtsbienern, begleitet von dem Geistlichen, der ihn zum Tode vorbereiten sollte. Es erfolgte nun an die Verammlung eine kurze Ansprache des vorstehenden Richters, in welcher der Name des Verbrechers, das begangene Verbrechen und das vollziehende Todesurtheil bekannt gegeben wurden. Darauf erfolgte die Ueberweisung an den mit seinen Gehülfen bereitstehenden Scharfrichter.

Künshner, der bis zum letzten Augenblicke die Befriedigung seiner Schuldlosigkeit wiederholt hatte, bewegte sich, während der Hinrichtung, wie ein Mann, der sich selbst in der Todesstrafe befindet, und an das senkrecht aufgerichtete, der Körperlänge eines erwachsenen Mannes entsprechende Brett festgeknallt, welches dazu bestimmt ist, den Körper des Hinrichtenden in die richtige Lage zu versetzen und ihn festzuhalten. Ein Heberdruck brachte das Brett mit dem darauf befestigten menschlichen Körper in horizontale Lage, in der es sofort in das Gestell des Hinrichtungs-Apparates eingeschoben wurde. Der Hals befand sich nun senkrecht unter der Schneide des in der Höhe hängenden Fallschweres zwischen den beiden in die Träger eingeschnittenen Fägen, in denen im nächsten Momente das zur Vermehrung seiner Schwere und Verstärkung des Streiches mit Quecksilber gefüllte Instrument niedergelassen sollte. Der Scharfrichter brachte nur noch die neben seiner Hand herabhängende Schnur zu lösen, welche das Fallschwert in der Höhe festhielt, und der Kopf des Enthaupteten rollte in den Sand.

In diesem Augenblicke erhob sich auf der Straße an dem äußersten Eingange des Gefängnisses ein wirres Geräusch von Stimmen, das sich alsbald in den nach dem Hofe führenden Verbindungsgang fortsetzte. Das Wort „Gnade“ wurde, unbestimmbar in welchem Zusammenhange, vielfach hörbar. Der Scharfrichter zauberte mit dem verhängnisvollen Zuge; der Bezugsgerichtsdirektor forderte ihn auf, zu thun, was seines Amtes sei. Der Scharfrichter zögerte noch immer, und nun wurden bereits die Telegraphenboten und die grellroth leuchtende Kasse eines Telegrafen sichtbar.

Der Mann arbeitete sich mit größter Hast in die Richtung nach dem Schaffot zu durch die gedrängte Menge vorwärts. Die Depesche, von Hand zu Hand gereicht, kam einem Momente früher an, als ihr Träger. Sie war an den Bezugsgerichtsdirektor Lucius in Leipzig gerichtet, in Berlin in der Frühe desselben Tages aufgegeben und lautete wörtlich:

„Ich erlaube Sie, die Exekution aufzuheben. Näheres von Dresden aus.“

Unterfchrift: „Johann“ ohne jeden weiteren Zusatz. Die Depesche rührte, wie sich später ergab, von König Johann her, der sich noch nachträglich entschlossen hatte, Gnade walten zu lassen. Allein mit juristischen Augen angesehen, war in diesem kritischen Augenblicke die Situation der Hinrichtung leitenden Gerichts-Commission durchaus nicht ohne Schwierigkeiten. Daß in dem Schriftstücke Künshner's Name nicht genannt war, mochte wohl noch hingehen; aber es war klar, ein Telegramm genau desselben Inhalts hätte jeder beliebige Mensch in Berlin ausgeben können, sei es um die sächsische Justiz zum Besten zu haben, sei es um einen Aufschub zu erlangen, der, unter diesen Umständen einmal ertheilt, unaussprechlich zur Begnadigung hätte führen müssen.

Kein Telegraphist der Welt hätte die Beförderung eines Telegrammes mit einem für den Uneingeweihten so unverfänglich klingenden Inhalt verweigern oder die Unterschrift des einfachen Namens Johann beanstanden dürfen, gleichviel über die Depesche aufgegeben hätte. Jeder Hinweis auf die Königswürde des Ausstellers, jede Beglaubigung für den königlichen Auftrag des Abfassers fehlte. Bekannt war nur, daß König Johann seit dem 16. December in Berlin weilte. Und der Gerichts-Direktor mußte sich überdies erinnern, daß er am 17. December veranlaßt gewesen war, an das Justizministerium in Dresden zu berichten, Künshner beharre auch gegenüber der in nächste Aussicht gestellten Exekution bei seinem Leugnen. Selbst aber wenn im Augenblicke ebenso getrig gewesen wäre, daß die Depesche vom König ausgegangen war, wie dies thatsächlich ungewiß blieb, nach sächsischem Staatsrecht dürfte ihm streng genommen keinesfalls Folge geleistet werden. Denn die Verfassung schreibt vor, daß alle Verfügungen in Regierungs- Angelegenheiten, welche der König unterzeichnet, von dem Vorstand eines Ministerial-Departements, welcher bei der Befehlshausung wirksam gewesen ist, in der Reinschrift contrafirmirt werden müssen, zum Zeichen seiner Verantwortlichkeit für die Zweckmäßigkeit und Uebereinstimmung derselben mit den Gesetzen und der Verfassung des Landes. Daß ein Regierungsact vorlag, wenn anders das Telegramm vom König herrührte, war außer Zweifel. Auf Contrassignaturen aber ist überhaupt der telegraphische Verkehr nicht eingerichtet. Jedenfalls fehlte die Gegengezeichnung des Ministers in diesem Falle. Für alle Fälle solcher Art aber hat die sächsische Verfassung eine ebenso allgemeine wie kategorische Bestimmung. Eine, wenn gleich vom König unterzeichnete, jedoch mit der erforderlichen Contrassignatur nicht beglaubigte Verfügung soll als erschieden betrachtet werden und daher unverbindlich sein.

Der Bezugsgerichtsdirektor freilich verwarf in diesem Momente der höchsten Erregung und Ueberrauschung, ganz und gar den Juristen mit seinen Echtscheits- und Gegengezeichnungs-Bedenken; er war

nur der rein menschlichen und natürlichen Begnadigung entwich, aber nachmalige Berichterstatter vor der Hinrichtung verlangte, hatte er sich die Möglichkeit offen halten wollen, im letzten Augenblicke seine Entscheidung zu ändern, namentlich doch noch zu begnadigen, wenn der verurtheilte Verbrecher nachträglich sich herbeilassen sollte zu einem reumüthigen Geständnisse. Das Leipziger Gericht zögerte mit seinem Verdict so lange als möglich, um vielleicht doch noch den Eintritt einer Sinnesänderung zur Anzeige bringen zu können. Mit jenem Gebanzenange des Königs, wie ich ihn aus dem Munde des Ministers erfuhr, stand allerdings nicht ganz im Einklange die offizielle Mittheilung, welche nachher das amtliche Dresdener Journal über den Hergang brachte. Dem Justizminister sei ein Moment von voraussetzlichen Einfluß auf die Entscheidung des Königs erst in der Nacht vom 17. zum 18. December aus einer telegraphischen Depesche bekannt geworden. Das daraufhin vom Minister an den König abgegebene Telegramm sei am 17. December, Nachts 11 1/2 Uhr, in Berlin angekommen, aber durch ein Versehen erst am 19. December Früh gegen 7 Uhr in die Hände des Königs gelangt. Unbegreiflicherweise sei das in Berlin, 7 Uhr 16 Minuten, abgefertigte königliche Telegramm erst gegen 8 Uhr in Leipzig eingetroffen. Allem Anscheine nach war ein Umschwung eingetreten in der Stimmung des Königs. Die Scheu vor der Hinrichtung eines Mannes mit der Beteuerung der Unschuld auf den Lippen mag die Oberhand gewonnen haben. Dem Leipziger Telegraphenboten, der durch die angestrengte Eile noch im letzten Augenblicke der Bereitung des königlichen Auftrages zuvorgekommen war, wurde eine Belohnung ausgesetzt.

Die Thatfache, daß in diesem Falle so ganz offenbar der blinde Zufall der Richter-geheimnisse hatte über ein Menschenleben, das augenblicklich auf König Johann tiefen Eindruck gemacht. Welchen Gefahren und Schwanungen selbst der wohlmeinendste Herrscher ausgesetzt ist, wenn er die Ausübung des Gedankenrechtes die letzte Entscheidung über Leben und Tod in die Hand nimmt, hatte der König wohl schon früher erfahren, aber mit so padender Gewalt war es noch nie an ihn herangetreten. So erklärt sich, daß er von da ab überhaupt entschiedene Stellung gegen die Todesstrafe nahm. Er hat seitdem kein Todesurtheil mehr vollstrecken lassen. Im Jahre 1868 erfolgte in Sachsen sogar die gesetzliche Aufhebung der Todesstrafe. Auch nach der Wiedereinführung, welche wenige Jahre später durch das deutsche Strafgesetzbuch bewerkstelligt wurde, ist kein Todesurtheil eines sächsischen Gerichtes zum Vollzuge gekommen, weder unter König Johann, noch unter seinem Nachfolger König Albert.

H.

* Von einem Opfer der Sucht Consul zu sein, schreibt die „Enaba Post“: „Von allen Aemtern, in die Uncle Sam zu vergeben hat, ist keine Art so sehr begehrt, als die Consulats, obgleich die meisten wirkliche Hungerleiderposten sind. Das trockene Jahr ein Jahr aus Hunderte und aber Hunderte von Bewerbungen um Consulatsposten im Staatsdepartement liegen, beruht wohl auf dem eigenthümlichen Reiz, den das Gefühl auf den Durchtrittsmenschen ausübt, als offizieller Vertreter des großen nordamerikanischen Bundesstaates im Ausland aufzutreten zu können. Und welche Vortheile erwachsen dem Consul? Meistens gar keine, sondern nur Nachteile; er entbehrt sich seiner Heimath, bringt große, finanzielle Opfer oder der Tod ereilt ihn gar, wie es dieser Tage unter Nebraskaer Wüthbürger, Herrn E. S. Rogers, erging. Vor einigen Monaten wurde er nämlich zum Consul in Vera Cruz ernannt. Seine Ernennung erregte Aufsehen, weil Jedermann sich wunderte, daß ein Mann in solch guten Verhältnissen den wenig bedeutenden Posten in der mexicanischen Hauptstadt annehmen werde. Schreiber dieser Zeilen sprach sich in diesem Sinne später dem Bundes Senator Saunders gegenüber aus. Dieser sagte die Gesundheit von Rogers verlange, daß er nach einem sonnigen Klima überfiele. Der Herr Senator war nicht wenig erstaunt, als ihm von dem berüchtigten mexicanischen Klima von Vera Cruz erzählt wurde. Doch, zur Sache. Am 21. Juli traf der Consul mit seiner Gattin am Orte seiner Bestimmung ein und am 1. August, also zehn Tage später war er eine Leiche. Er soll dem Gelben Fieber zum Opfer gefallen sein. Die beabwiesene Gattin hat bereits die Heimreise angetreten. E. S. Rogers kam vor genau 25 Jahren aus Wisconsin nach Nebraska und siedelte sich in Dodge County an. Er ist einer der Gründer der Stadt Fremont, wo er seither ununterbrochen wohnt. Zuletzt war er einer der Hauptgeschäftsmänner der dortigen Nationalbank.“